
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 247. Bromberg, den 25. Oktober 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte
von Margaret Laube.

16. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Nun zünden wir die Pfeifen des großen Kriegsrats an und beraten, wie Fräulein Susanne sich fernerhin durch dieses schöne Leben schlägt. Sie ist zufrieden damit, Spatz! Denke dir diesen Fall! Sie findet es schön, graue Haare darüber zu bekommen, ehe man die bewußte kleine Villa mit Bad an jedem Schlafzimmer bezieht! Ehe man mal wieder die Schenkel um einen Gaul klemmen darf und ehe man an Bord eines Luxusturbinendampfers die spaßigen Türmchen und Tempelchen des Ganges, die kleinen guten Sphinxe und die Vogelherden am Weißen Nil bewundern darf!

Eine ideale Freundin für uns! Sie wird unsere Seelen mit dem Honig der Genügsamkeit tränken und — und —"

„Du hast wohl wieder keine Streichhölzer, Jo? — Hier!" Vera reicht sie zu Susanne herüber. „Und schweif nicht immer ab. Susanne hat jetzt andere Sorgen."

„Danke fürs Radiergummi! — Ich bin, wie immer, egozentrisch. Susanne nimmt's vielleicht nicht übel."

Susanne lächelt wieder beiden zu. Diese geharnischte Kameradschaft ist entzückend. Sie raucht eifrig.

„Ich glaube, ich weiß etwas für Sie, Fräulein Susanne. Ich hörte zufällig davon, daß ein Zahnarzt eine Assistentin und Empfangsdame sucht. Vorbildung auf zahntechnischem Gebiet ist nicht notwendig. — In einem Kontor wüßte ich nichts im Augenblick. Da wird auch meistens nur Minderwertiges frei. Gute Posten bleiben in festen Händen oder wandern sofort privatim weiter, ehe sie auf den Markt kommen."

„Kenn' ich", lacht Susanne zornig. „Schmidt Söhne, Petersen, Lüdemann: alles privat. Ohne reelle Konkurrenz von Kenntnissen und Tüchtigkeit. Nur durch verliebte Mannesbilder. Kenn' ich."

Vera nickt ernst. Das kennt sie auch. Aber es ging sie schon seit Jahren nichts mehr an. „Die kleinen Handgriffe beim Zahnarzt werden Sie rasch lernen. Im übrigen müssen Sie nur liebenswürdig sein. Das ist doch leicht."

„Sehr die Frage, ob Salomé das leicht findet. Laß das Radiergummi weg, Spatz, ich schweige schon."

„Du wirst sie verwirren. Sie hat in der Gesellschaft gelebt. Folglich kann sie liebenswürdig sein. Sie kann mit den Leuten umgehen, die zu Dr. Merow kommen. Sie sind aus ihrer Sphäre."

Hier unterbricht Susanne. „Ich will mit meiner sogenannten Sphäre nichts zu tun haben, Vera. Erinnern Sie mich nicht daran. Ich habe nicht vor, liebenswürdig gegen lauter Tagediebe zu sein."

Vera blickt streng auf die große, hoch vor ihr sitzende Susanne. „Aber Sie wollen eine gute Stellung haben. Irgend etwas muß man immer unterdrücken, wenn man Geld verdienen will."

„Nun rückt sie auch gegen Sie mit dem Radiergummi los! Lassen Sie es sich nicht gefallen, Susanne! Spatz, du tyrannisierst uns! Laß uns wild wachsen!"

„Nein, Jo! Niemand darf wild wachsen! Du willst zu Einfluß kommen, aber du willst nicht so werden wie Niemann oder Schmidt, du weißt schon, was ich meine: so beherrscht, daß keiner jemals ahnt, wieviel es kostet, das Gegenteil von dem zu tun, was man tun möchte. Ach, Jo —"

Jo ist herangerückt wie ein Taschenkrebs und kann jetzt seinen Arm um Veras Leib legen. „Geduld, mein kleiner Spatz. Auch du kommst noch nach Arkadien. Hab' doch Geduld mit mir!"

Vera sieht schwermütig und voll tiefer Liebe auf den Fluß hinaus, obgleich doch Jo neben ihr sitzt und ihre dunklen, feuchten Augen sucht. Das Leid, das verborgen dort schimmert, erregt ihn sichtlich.

„Wie komme ich zu diesem Zahnarzt? Was werde ich dort verdienen? Muß ich auch keine Zeugnisse vorzeigen, Vera?"

Aus Veras Augen löst sich der Ausdruck von Bitterkeit und Liebe. Sie kommt zu Susanne zurück. „Ich will versuchen, ob er sich darauf einläßt. Ich werde der Kollegin, die ihn kennt, einiges von Ihnen erzählen, darüber dürfen Sie nicht ungehalten sein, Susanne. Jeder will wissen, mit wem er zu tun hat."

„Also gelte ich mehr, wenn ich eine verkrachte Autobesitzerin bin? Zu dem Manne will ich nicht."

Jo pfeift gedehnt. „Ihre Hoheit hat Ambitionen. Um ihrer selbst willen will sie einrücken ins Heer derer, die die Arbeit der Welt tun. Alle Achtung, Salomé. Was meinst du dazu, Vera? Ist es ihr schon schlecht genug gegangen, Spatz? Hat sie noch nicht gelernt, daß alle sogenannten Empfehlungen, so windig sie auch sein mögen, mehr wert sind als ein intelligentes und ehrliches Gesicht? Susanne, Sie überschätzen die Menschheit! Sie kommen aus einer schönen Fremde, Mädchen, und ahnen nichts von der Dummheit der Welt! Kehren Sie um! Es sind vielleicht noch verstreute Verwandte da, die das reuige Schaf aufnehmen! Wo Mama ist, da kann das Küken auch bleiben."

Susanne sieht ihn erschrocken an. Ahnt er etwas? Hat sie sich vorhin verraten? Unmöglich.

„Ich kann nicht zur Henne flüchten. Das steht nicht zur Diskussion. Ich erklärte es Ihnen und Vera schon in der Bahn. Ich will es allein zwingen. — Und wenn dieser Zahnschlosser mich nur nimmt, wenn ihm eine rührsame Geschichte von meiner Entthronung erzählt wird, so mag Ihre Kollegin erzählen soviel sie will. Sagen Sie ihr, sie kann dick auftragen: ich hungere, wenn er mich nicht nimmt, gehe ich auf die Straße. Mir ist jeder Weg recht, wenn ich nur endlich zum Arbeiten komme!"

Jo läßt sich theatralisch auf ein Knie vor ihr nieder. „Bravo, Prinzessin! Von allen Wegen immer den steinigsten aussuchen. Das ist ehrenvoll. Das imponiert mir fürchter-

lich. Wenn ich Salomé wäre, ich hätte mich, glaube ich, doch vorsichtig nach einem Tetrarchen umgesehen, der Wein und Korn in seinen Kammern hat. Nicht wahr, Spatz?“

„Leider ja“, sagt Vera mit ihrem verschlossensten Gesicht. „Du neigst neuerdings zum Kompromiß. Du willst schlemmen. Du hast keine Geduld. — Ich wollte, du dürftest schlemmen!“ ruft sie plötzlich ausbrechend.

„Danke, Spatz. Aber das wird mich weder ändern, noch mir ins Paradies helfen!“ Er springt auf. „Die Flut dauert nur noch eine Stunde. Los, Mädels! Packt ein! Die andern machen auch schon klar Schiff!“

Die Zelte sind bereits abgebrochen, die Boote mit den Blauhosen liegen mit den Spitzen gegen die Strömung gekehrt. Die Stadt, die grau aufdämmert hinter Werften und Kranen, hat die ersten Lichter angezündet, schwache Pünktchen, die in der erwärmten Luft flackern. Über ihnen wirft der rotweiße Leuchtturm den ruhigen Kegel seines Lichts über Land und Wasser. Ein grüner Streifen Nachtkühle lagert über dem Rosa des Himmels. Das Gewitter ist verschwunden.

Als sie in Blankenese die Treppen zum Bahnhof hinaufsteigen, tuscheln Jo und Vera zusammen. Susanne geht schneller, um ihr Geheimnis nicht zu hören. Gehört Jo Vera? Gehört ein Mensch einem anderen? Jo gefällt ihr —

Dann ist Vera wieder neben ihr. Sie hat einen kurzen Rat mit Jo gehalten und bietet Susanne nun das Geld an, das sie beide glauben entbehren zu können.

Susanne ist erschüttert bis zum Aufschluchzen. „Darum sagte ich das vorhin nicht, das von der Kameradschaft und vom Teilen. Nein, es quält mich, Vera.“

„Sprechen Sie kein Wort und nehmen Sie es! Denken Sie, es sei ein Beweis dafür, daß wir Ihnen das Zurückgeben schon sehr bald zutrauen! Wollen Sie es dann auch nicht nehmen?“

„Ja, ich will es nehmen.“

Susanne ist zum erstenmal in ihrem Leben einem Menschen etwas schuldig. Es ist nur Geld. Man kann es abtragen.

Vielleicht kann man Freundschaft auch abtragen.

11. Kapitel.

Susanne geht langsam am Alsterkanal entlang. Die Linden über ihr kränkeln schon in dem frühen Großstadtherbst mit gelben Blättern. Es ist Anfang Oktober.

Susanne geht genießerisch langsam und sieht von Zeit zu Zeit liebkosend an sich herunter. Seit einer halben Stunde trägt sie ihren Sommerpelz. Es war, seit sie sich erinnern kann, ihr stolzester Gang, dieser Weg zum Versatzamt. Er setzt bei weitem alle Triumphe in den Schatten, die ihr einfallen: wie sie den Schwimmer besiegte in der Donau, wie sie den Rekord in ihrem Tennisklub aufstellte, sogar den Augenblick als sie die Hindenburgschanze in Oberhof hinuntersprang. Alle diese Errungenschaften lagen im Bereich ihrer Möglichkeiten und waren sehr vorstellbar. Diese Viertelstunde im Versatzamt war nicht vorstellbar gewesen.

Sie hat sich nicht ausmalen können, daß einer erwachsenen Person, die von frühester Kindheit an jedes Kleidungsstück erhielt, das sie sich wünschte, das Herz derartig schlagen kann, wenn sie einen versetzten Mantel einlöst. Sie muß sich einigermaßen närrisch benommen haben, daß sogar der in diesem Betrieb stumpf gewordene Beamte ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Sie hat den Mantel, dessen Schein noch nicht verfallen war und der auf sie gewartet hat, sofort am Schalter angezogen, ohne sich um die Leute zu kümmern, die ihr dabei zusahen. Sie hat sich nie um zusehende Leute gekümmert, in diesem Punkt ist sie die frühere Susanne Vandenberg geblieben, trotz Zahnarztkittel und achtstündiger Dienstbeflissenheit. Ihr Mantel, ihr Löwenjunges, der erste, den sie sich selbst erworben hat!

Sie pfeift leise und glücklich vor sich hin, wie sie durch die Allee geht. Sie ist auf dem Weg zu Vera Bach. In Veras Zimmer soll heute abend Musik gemacht werden.

In ihrem Elternhaus war man unmusikalisch. Trotzdem ging man in Konzerte, so wie man zu Ausstellungen, Wohltätigkeitstees und dergleichen ging. Sie ist bisweilen flüchtig gepackt worden von dem magischen Strom, der aus einem großen Orchester auf sie zuflutete, sie hat berühmten Sängern zugewinkt: blitzartige Momente des Genusses, ohne weitere Dankbarkeit oder Gefolgschaft.

Bei Vera Bach erlebt sie zum erstenmal Musik: mit einer billigen Geige, die Jo spielt, und einem Mietsklavier, für das Vera ihrer Wirtin fünf Mark im Monat extra zahlt.

Ihr Platz ist bei dieser Musik das rote Plüschsofa mit den an Stecknadeln befestigten Häkeldeckchen. Mit hochgezogenen Knien hockt sie in einer Ecke. Sie muß viel fragen, wenn zum Beispiel eine Violinsonate von Brahms zu Ende ist. Denn sie ist ein Barbar, sie hat weder von Harmonielehre noch von dem dichterischen Aufbau einer solchen Sonate eine Ahnung. Aber sie will den beiden andern in das Labyrinth folgen, in das sie sich ohne sie verlieren. Mit Wiederholungen und Debatten wird es manchmal Mitternacht, und Veras Wirtin, eine alte, wortkarge Dame, muß hereinkommen und ängstliche Gesten machen, damit sie aufhören.

Vera muß noch immer sehr oft Überstunden machen, aber wenn sie musiziert, wird sie nicht müde. Ihre kleinen Ohren glühen, und sie erscheint Susanne freier, gelöster, nicht mehr die stille, zugeschlossene kleine Seele, die entsetzt ist, wenn Jo seine abseitigen Ideen entwickelt, die tausend praktische, häusliche Dinge im Kopf hat, damit es behaglich wird, sondern ein sich vom Alltag befreiendes, in einer Welt mächtiger Gefühle und Gedanken sich bewegendes Gemüt.

Außerhalb dieser Welt ist sie ein Arbeitstierchen, zu anspruchslos, um bemerkt zu werden. Nur ihre engsten Freunde kennen sie wirklich. Susanne hat jedesmal ein zärtliches, gerührtes Lächeln, wenn sie an Vera denkt. Und gleichzeitig ein Brennen, eine Qual, die sie leugnet. Die Qual ist Jo.

Jetzt steht Susanne vor dem Etagenhaus, wo Vera wohnt. Sie sieht nach beiden Seiten die Straße entlang: merkwürdig, nie trifft sie Jo unterwegs. Sie könnte beinah annehmen, daß er ihr ausweicht. Aber das stimmt nicht überein mit der Freundschaft, die zwischen ihnen herrscht.

Sie steigt nachdenklich die Treppen hinauf. Wie kommt sie eigentlich dazu, von Jo nur lückenlose Offenherzigkeit zu erwarten, wo sie selbst ihr Geheimnis vor ihm und Vera noch immer hütet? Je länger sie geschwiegen hat, desto unmöglicher wird es, den wirklichen Sachverhalt zu erklären. Jo wird sie vielleicht verstehen. Vera niemals . . .

Sie ärgert sich, daß sie Vera weniger Verständnis und Großzügigkeit zutraut als Jo und erkennt gleichzeitig, daß sie Veras Urteil mehr fürchtet, daß sie auf keinen Fall vor diesem ernsthaften kleinen Arbeiter dastehen möchte, als spiele und experimentiere sie nur.

Ich habe ihre Hilfe angenommen. Sie haben Mitleid und Besorgnis an mich verschwendet, so, als ob ich in wirklicher, nackter Not mich befunden hätte . . .

Habe ich das nicht?

War die Not geringer, weil sie selbstgewählt war? —

Susanne steht schon eine ganze Weile vor der Etagentür mit ihrer Grübelei. Endlich sieht sie ein, daß sie diese schwierigen Fragen heute nicht mehr lösen wird, und läutet.

Ein großer Schatten gleitet leise hinter der Milchglasscheibe über den Korridor, eine Tür klappt eilig, dann erkennt sie Veras kleinen Kopf. Als Vera öffnet, verschwebt schwacher, aber unverkennbarer Rauch aus einer Shagpfeife neben dem Schrank auf dem Flur.

Susanne stutzt flüchtig, es ist ein ganz unbewußtes, instinktives Haltmachen, eine Erinnerung, eine Gedankenverbindung — der große Schatten, dieser Geruch von englischem Pfeifentabak — im Boot raucht Jo zuweilen solchen Tabak —

Dann berührt ihre Hand zufällig das Fell ihres Mantels, und die Erinnerung ist verwischt. „Tag, kleine Vera!“

Sie drängt aus dem halbhellen Flur in Veras Zimmer, denn sie kann nicht erwarten, daß Vera den Mantel sieht und fragt.

In Veras Zimmer ist intensiver noch der Pfeifengeruch, aber nun nehmen ihn Susannes Sinne nicht mehr auf. Sie belauert Vera, die mit den Teetassen auf dem Tisch herumhantiert. Aber Vera sieht noch immer nichts. Susanne tritt leise hinter sie, nimmt ihre Hand und führt sie an dem weichen, kurzhaarigen Fell entlang. Jetzt wacht Vera auf. Ihre Finger strecken sich zu ungewollter Liebkosung aus:

„Schön, Susanne. Herrlich."

Wie einsilbig sie heute ist! Susanne wippt lächelnd auf den Zehenspitzen: „Von einem reichen Freund, Vera."

Vera sieht mit einer Mischung von Bedauern und ganz schwacher Verwunderung auf: Susanne ist also doch umgefallen. Eigentlich nichts Verwunderliches. So wie sie früher gelebt hat. Sie nickt mit abwesendem Blick.

(Fortsetzung folgt.)

Baragais Fahrt ins Paradies.

Skizze von G. W. Beyer.

Niemand weiß so recht, was den Tuareg Baragai aus dem Hoggar dazu veranlaßte, eines Nachts um den Brunnen Aulegi zu schleichen. „Nichts Gutes", sagte jedenfalls der ehemalige Weißgardist und jetzige Schafzüchter Iwan Kernilow und legte dem Wüstenmanne die schwere Pranke auf die Schulter: „Komm mit, Brüderchen! Hier wird keine Gelegenheit zum Räubern ausspioniert." Baragai verstand zwar nichts vom Kauderwelsch, doch die Faust des Russen machte sichtlichen Eindruck auf ihn. Nur als er in einer Ecke saß, die Hände auf dem Rücken gebunden, verrieten seine Mienen empörtes Unbehagen. „Brumme schon!" hielt ihm da Kernilow die Faust unter die Nase. „Morgen schaffen wir dich nach der Militärstation." Dann setzte sich der Russe mit seinen beiden Landsleuten und Teilhabern an den Tisch.

Baragai riß die Augen auf. Nicht des knurrenden Magens wegen, sondern weil er das Benehmen der Drei zu komisch fand. Hing da an einem Faden von der Decke ein weißer Stein herab, und jeder leckte daran reihum, bevor er einen Schluck aus der Schale nahm. Anscheinend schmeckte es ihnen ausgezeichnet. „Seht doch den Kerl glotzen!" lachte einer. „Du möchtest wohl auch ein wenig am Zucker lecken?"

Zucker war das einzige, was Baragai verstand. Zucker, von dem daheim im Hoggar Wunderdinge erzählt wurden, wie herrlich er schmecken sollte. „Zucker!" Da band Iwan Kernilow den weißen Stein aus der Schlinge und hielt ihn dem Gefangenen vor den Mund: „Leck, du Galgenvogel!" Und Baragai begriff. Er leckte, schloß die Augen: „Köstlich!"

Die Russen lachten. Dann blieben sie am Tische sitzen und sprachen aufeinander ein. Von Timbuktu schien mitunter die Rede zu sein, und Baragais Hirn formte einen Gedanken: Timbuktu! Die Lieder der Tuaregs nannten es die Märchenstadt. Die leider immer spärlicher werdenden Karawanen, die sie im Hoggar noch überfielen, zogen nach Timbuktu. Warum? Weil es den Zucker dort gab, den weißen Zauberstein.

Als Kernilow am anderen Morgen seinen Gefangenen fortbringen wollte, war der Vogel ausgeflogen. „Laß ihn laufen!" fluchte der Russe und nahm sich vor, den Postenkommandeur um erhöhte Patrouillentätigkeit zu bitten.

Doch Baragai dachte nicht mehr an Überfall. Der Stammesälteste schimpfte weidlich, als der Kundschafter zurück kam: „Dort gibt es nichts zu rauben." Dann ging Baragai in das Zelt zu Kudia, dem Kummer seiner Seele, die ihm schon acht Kinder geboren hatte und doch nicht fett werden wollte, wie es der Tuareg von seinen Weibern verlangen kann: „Mein Täubchen, ich habe eine Fahrt vor mir und werde zwei Monate ausbleiben." Er nahm ihr die Goldkette, ein Beutestück, vom Hals, bestieg sein Kamel und tauchte im Süden unter. Und Kudia weinte hinter beiden her, hinter dem Kamel und der schönen Kette.

Baragai hatte Glück. Drüben im Tanesruft traf er eine Karawane, der er sich anschließen durfte. Vier Wochen dauerte es, bis er in Timbuktu einritt. Eine neue Welt erschloß sich ihm dort. Er starrte in die Verkaufsbuden und in die Bazare, in die Läden der Europäer. Baragai war ratlos.

So sah ihn Ibrahim, der Händler: „Was suchst du, Sohn des Hoggars?" Baragai war glücklich, gebrochene Heimatklänge zu hören: „Allah segne dich für deine Frage. Zucker will ich, Zucker!" — „Den kannst du bei mir haben. Billig!" Er zog ihn in seine Bude hinein und stöberte aus einem Winkel zwei verstaubte Platten Zucker auf: „Da sieh, für diese Pracht würde der Prophet im Paradies den lockenden Armen aller Houris entfliehen." Baragai lief das Wasser im Munde zusammen. Er griff nach den Platten. Seine Zunge streckte sich dem köstlichen Schatz gierig entgegen.

„Halt!" verbarg da Ibrahim rasch das edle Gut hinter dem Rücken. „Hast du Geld?" — „Geld?" Baragai griff in den Gürtel und zog Kudias Kette halb hervor. „Gut", sagte Ibrahim, und sein regsamer Geist bemühte sich umsonst, den märchenhaften Verdienst zu errechnen. „Gib her!" Da sah er die ganze Kette. Ein Vermögen und ein dummer Tuareg! „Schneide sie durch und nimm dein Teil!" forderte Baragai. Doch Ibrahims Augen hingen am Gold: „Nein, sie würde wertlos sein." In blitzschnellen Gedanken durchstöberte er den Laden: „Was hänge ich ihm dafür auf?"

Da fiel ihm das trichterlose Grammophon ein, das ein Franzose für zehn Franken verpfändet und nicht wieder eingelöst hatte. Eine Platte war dabei. Mit bebenden Fingern zog er den Kasten hinter einem Warenregal auf und legte die Platte auf. Dann stellte er das Wunder auf den Tisch, und dem sprachlosen Tuareg klangen weich und schmelzend die weinerlichen Töne eines alten Schlagers entgegen: Sous les ponts de Paris.

Acht Minuten währte das Spiel. Bevor das letzte Wimmern der abgeleierten Platte erstarb, ließ Ibrahim vorsichtshalber den Abstellhebel umschnappen: „Na, wie ist es?" Wortlos gab Baragai ihm Kudias Goldkette, verbarg Zuckerplatten und Apparat unter dem grauen Burnus und stolperte aus dem Laden. Er trug die Freuden des Paradieses im Arm.

Diesmal vertraute er sich keiner Karawane an. Konnten ihn nicht die Reisegefährten berauben, wenn sie ahnten, welcher Schatz wohlverpackt an seinem Sattel baumelte? Wie ein Gespensterreiter eilte Baragai Nacht um Nacht der Heimat entgegen. Tagsüber lag er abseits des Karawanenweges hinter einer Düne und träumte von den Wonnen des Paradieses auf Erden. Eine Platte Zucker wollte er opfern. Sicher gab ihm Atahair dafür gern die schöne Tochter, deren Hüfte ein Mann mit beiden Armen nicht umfangen konnte.

Doch eines Abends suchte Baragai umsonst nach den Kamelspuren im Sand. Er ritt zurück, nach Westen, nach Osten, und dann wußte er, daß er sich verirrt hatte. Verirrt! Und im Schlauch war nur noch für zwei Tage Wasser, im Beutel lagen vier armselige Datteln!

Am fünften Tage war das Wasser aufgebraucht, der Dattelvorrat zu Ende, und noch kündete kein Strich am Horizont die heimatlichen Berge. Der Durst quälte. Taumelnd ritt Baragai, und morgens hatte er kaum noch die Kraft, das Tier abzusatteln. Am siebten Tage griff er nach seinem Schatz, den Zuckerplatten. Die eine, auf deren langsamen Genuß er sich so gefreut hatte, sie konnte ihm vielleicht das Leben retten. Er wollte an ihr lecken. Doch die Zunge war vertrocknet. Da biß er mit schwindender Kraft hinein und zerkaute ein Stück unter Schmerzen: „O Zucker, wo sind die Freuden des Paradieses?" Das Kauen wurde zur Qual. Baragai mußte absetzen. Ermattet lag er neben dem verendenden Kamel.

Doch dann kam noch Schrecklicheres. Der trockene Zucker brannte ihm im leeren Magen, und zu den Qualen des Durstes kamen die Schmerzen der Hölle. Baragai fühlte: Das ist das Ende! Er wollte es wenigstens durch den Gesang der Houris verschönen, der im Zuckerkasten dort eingesperrt war. Mit zitternden Händen zerrte er den Apparat hervor. O Schreck! Er hatte vergessen, zu fragen, wie man die paradiesischen Stimmen dem Wunderding entlockte. Was wußte er auch davon, daß der Jammerkasten keine Kurbel mehr besaß und von Ibrahim mit der Zange aufgedreht worden war? Er fingerte hier, er fingerte da. Er suchte die Platte zu drehen. Umsonst! Da stieß sein Daumen an den Abstellhebel. Allah ist groß, die Houris sangen: „Quäk, quäk, quäk, rrrr . . ." Dann schwiegen sie für immer. Da legte sich Baragai müde in den Sand, bereit zu sterben.

Zum Bedauern der Geier von Djanet kam es nicht so weit. Zwölf Stunden später fand eine französische Patrouille der dortigen Militärstation den ohnmächtigen Tuareg. Sie brachte ihn ins Fort und langsam wieder auf

die Beine. Doch vorher kochte sie der nächtlichen Kühle und des schönen Zuckers wegen einen Becher Kaffee über dem angezündeten Grammophon, und der Rest der köstlichen, ein wenig verstaubten süßen Platten wanderte in ihren Brotbeutel.

Ein geschlagener Mann, kehrte Baragai nach dreimonatiger Abwesenheit in die Arme der mageren Kudia zurück.

Im Warenhaus des Geheimnisvollen.

Auch die Astrologie läßt sich industrialisieren. — „Von den geheimen Machtmitteln des bewußten Weibes." — „Echte Haut aus ägyptischen Mumiengräbern."

Von **Herbert Langenscheidt.**

Für unsere Zeit ist es besonders kennzeichnend, daß sich die Industrie aller Lebenszweige, aller Lebensbedürfnisse bemächtigt und schlechthin alles zur Ware macht, wofür nur irgend eine regelmäßige Nachfrage besteht. Nun behauptet man in ein Zeitalter neuer, kühler Sachlichkeit eingetreten zu sein und doch hat das Geheimnisvolle, Übersinnliche, Mystische niemals in einer Zeit so viele Menschen erfaßt und verwirrt wie gerade heute. Die starke Betonung der tatsächlichen Leistung gestern durch die Kanalschwimmer, heute durch die Transozeanflieger und morgen vielleicht schon durch die Weltenraumbesieger konnte nicht verhindern, daß sich gegenwärtig geradezu eine Industrie des Aberglaubens entwickelt hat. In den großen Städten gibt es jetzt schon Sondergeschäfte für astrologische und okkulte Literatur und Gebrauchsgegenstände, und in den Millionenstädten haben sie nahezu die Form von Warenhäusern des Aberglaubens angenommen.

Sie sind gefüllt von Männern und Frauen, die ihr ganzes Leben astrologisch und okkult aufzuziehen pflegen, und von Verkäufern, die mit siderischen Pendeln, Wünschelruten, magischen Kristallkugeln und sogar Düften genau so ernsthaft umgehen, ihre Vorzüge und Nachteile genau so verkaufsbeflissen hervorheben, wie in irgendwelchen anderen Geschäften oder Warenhäusern die Tennisschläger oder Badewannen oder Kochtöpfe angeboten werden.

Da erzählt mir solch ein astrologischer Hermesjünger, daß ich über mich selbst, vor allem aber auch über alle anderen Menschen außergewöhnlichen Einfluß gewinnen könnte, wenn ich mich der magischen Kristallkugeln seiner Firma bedienen würde. Er könne sie in einfacher und eleganter Ausführung zum Hellsehen und Hypnotisieren liefern. Falls ich aber Anhänger der Spiegelmagie sei, würde er mir seine individuelle von allen okkulten Fachmännern angefertigten magischen Spiegel dringend empfehlen; sie brächten „unter Garantie" bei richtiger Anwendung Kraft, Stärke, Charakter, Zufriedenheit, Erfolg, Macht und Glück. Ganz große Auswahl hat er in Wünschelruten. Ich kann sie aus Kupfer bekommen und Musterung halten zwischen den Modellen des berühmten Rutengängers Herrn von Uslar oder des Herrn von Bülow-Rothlamp oder des Herrn Professor Brockmann in Offenburg und in noch zahlreichen anderen Formen. Mein Warenhaus des Geheimnisvollen und des Aberglaubens verfügt selbstverständlich auch über alle Formen siderischer Pendel, mit denen ich auf Photographien herausfinden können soll, ob die abgebildeten Menschen noch leben oder schon gestorben sind und meine Hühnereier nach befruchteten und nicht befruchteten Exemplaren sortieren kann.

Das Warenhaus befriedigt aber nicht nur alle irdischen Wünsche. sondern liefert mir auch Skriptoskope für einen „überzeugenden und leichtflüssigen Verkehr mit dem Jenseits". Ich brauche bei Erwerb des Skriptoskops keine Medien mehr zu verpflichten, sondern kann den Verkehr mit jenseitigen Freunden und Bekannten ganz allein aufnehmen.

Mich wandelt ein leises Gruseln an, als ich in eine Abteilung mit lauter Totenschädeln gerate. Aber mein Führer beruhigt mich. Sie sind nicht echt, sondern nur nachgemacht, und die darauf eingezeichneten Linien und Figuren sollen dem Käufer lediglich das Studium der Phrenologie erleichtern, die ebenso wie die Graphologie, die Schriftenkunde, und die Chiromantie, die Kunst der Handwahrsagerei, hier in Liebe und Sorgfalt gepflegt wird. Mein Weg durch das Gemisch von Vernunft und Irrsinn führt aber nun allmählich in sonderbarste Zonen reiner Verrücktheit und faustdicken Schwindels. Man zeigt mir ein feines weißgraues Lederstückchen und versichert geheimnisvoll, daß dies das „echte Jungfernpergament" sei. Es handele sich um echte Haut aus den ägyptischen Mumiengräbern — lieferbar zu 5 Mark für das Quadratzentimeter —, mit dem alle astrologischen und okkulten Verrichtungen überhaupt erst in den richtigen Schwung gebracht werden könnten. Mit Jungfernpergament bekommt man in Sekunden Verbindung mit dem Jenseits. Meine Frage „. . . dem ägyptischen Jenseits?" wird geflissentlich überhört. Jungfernpergament sichert mit äußerster Bestimmtheit die Erreichung visionärer Zustände und wirkt natürlich heilkräftig auf jede nur denkbare Krankheit.

Ich wundere mich nun schon gar nicht mehr, als ich mit einer umfangreichen Abteilung von Räucher- und Riechpulvern bekannt gemacht werde. Selbst echte ägyptische Jungfernhaut zum Preise von 5 Mark das Quadratzentimeter kann in ihrer Wirkung unter sachkundiger Anwendung von Räucher- und Duftmitteln noch gesteigert werden. Ich kann also indischen und arabischen Weihrauch erhalten, mir steht auch indischer Haschisch und indisches Ganja zur Verfügung. Ich habe die Auswahl zwischen Mond- und Sonnenräucherpulver, kann aber auch Mars-, Venus-, Jupiter- und Saturnräucherpulver haben, werde jedoch darauf hingewiesen, daß ich die Kunst des Räucherns zunächst unbedingt studieren muß und sie nur im Zusammenhang mit meinem Horoskop — eine Preisliste darüber ist vorhanden — üben darf. Sonne, Mond und alle Planeten kann ich auch in Form von Düften erwerben. Venusparfüm gibt es in zwei Ausführungen, für „Herren" und für „Damen". Die fördernde und erfolgreiche Wirkung kann einfach nicht ausbleiben. Für Damen gibt es überhaupt noch eine Sonderabteilung, welche die „geheimen Machtmittel des bewußten Weibes" aufweist und den Frauen Geheimkünste für den sicheren Erfolg an die Hand liefert. An der weiblichen Eitelkeit und an dem Schmuckbedürfnis der Frau geht das astrologisch-okkulte Warenhaus natürlich nicht tatenlos vorbei. Ich kann Amulette — „auch individuell nach dem Horoskop angefertigt" —, Armreifen, Anhänger, Broschen innerhalb acht Tagen bei Angabe der Geburtszeit und des Radixhoroskops beziehen, Glückssteine, astrologische Kravattennadeln, Ohrringe und Ringe erhalten, wenn ich nur bezahle.

Aber was ich denn nun eigentlich mitnehmen wolle? Ach so! Tja! Wähle ich nun Venus- oder Mond- oder Mars- oder Sonnenparfüm?! Irgendwas muß doch geschehen. Ich entscheide mich schließlich für Jupiterparfüm, da mir der Verkäufer sagt, daß es „Glück und Freude in allen Lebenslagen" bringt. Dieses Jupiterparfüm scheint mir das Geheimnis des Erfolges des ganzen Warenhauses für den Aberglauben zu bedeuten! Im übrigen begreife ich den Aufschwung der Industrie ätherischer Öle. Die hier herrschende Kauflust kann nur durch Massenerzeugung bewältigt werden.

 **Bunte Chronik** 

* **Bäume, die man an ihrem Holzgeruch erkennt.** In den Urwäldern Javas stehen die Bäume so dicht aneinander gedrängt und sind oft so über und über mit Schmarotzerpflanzen bedeckt, daß man, um so mehr, als sie auch sehr hoch sind und ihre Blätter, Blüten und Früchte nur in großer Höhe entwickeln, von unten her ihre Art nicht erkennen kann. Es ist deshalb allgemein üblich, diese Bäume nach dem Geruch ihres Holzes zu bestimmen. Zu diesem Zweck schlägt man Holzstücke aus dem Stamm heraus und prüft nun eingehend, welcher Geruch dem Holz eigen ist. Die Prüfung ist auch in der Regel ganz einfach, da z. B. das Holz einer Eurya-Art wie frische Kuhmilch und eine Lauracee auffallend nach Zitronen riecht. Ein Baum ist besonders dadurch charakteristisch, daß aus seinem Stammholz, wenn es verletzt wird, große rote Tropfen herausquellen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.